

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens
Herausgeber: [s.n.]
Band: 31 (1989)

Artikel: Altes Brauchtum im Bergdorf
Autor: Hössli-Mutti, Christian
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-555669>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Altes Brauchtum im Bergdorf

von Christian Hössli-Mutti

Unser Autor, der als Fischer und Jäger, als unermüdlicher Wanderer und Naturfreund seine Heimat Rheinwald kennt und liebt wie kaum ein anderer, erlitt das harte Schicksal, sein Augenlicht zu verlieren. Seit vielen Jahren umfängt ihn Nacht. Nicht eingebüsst jedoch hat er seine geistige Frische und Fähigkeit, seinen Gedanken und Erinnerungen mit der Feder Ausdruck zu verleihen. So schrieb er ein Heimatbüchlein («Mein Heimattal Rheinwald»), das viel Interessantes und zu Beherzigendes enthält und jedem Freund unserer Heimat zur Lektüre empfohlen sei. Daneben aber schrieb er auch schöne Aufsätze über die alten Bräuche seines Heimattales. Wir freuen uns, daraus einige Abschnitte unsern Lesern vorlegen zu können. M

Der «Bschuri Mittwoch»

Es scheint mir, dass dieser Brauch in den letzten Jahren viel von seiner früheren Originalität eingebüsst hat und sich immer mehr verflacht. Dazu nur zwei Beispiele: Einmal gibt sich die Jungmannschaft sehr wenig Mühe mehr, sich für den Nachmittag wirklich richtig furchterregend, also hauptsächlich mit Fellen zu bekleiden, und ferner soll nach zuverlässigen Angaben der Eierschmaus in einer stickigen Beiz stattfinden, dies wäre früher nie vorgekommen.

Von Interesse könnte in diesem Falle die Kenntnis der allem Anschein nach vorhandenen Statuten der Knabengesellschaft sein, um deren Weiterbestehen auf längere Sicht ebenfalls gezweifelt werden muss. Ich muss mich

bei meiner Schilderung darauf beschränken, was ich selbst aus meiner Kindheit in Erinnerung habe, also auf die ersten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts. Ich muss dabei aber einiges vorausschicken, was nicht unbedingt mit dem «Bschuri» zusammenhängt, aber doch zur Verständlichmachung einzelner Umstände festgehalten werden muss. Ein sog. Neujahrsball in der Silvesternacht war hier nie Brauch. Es kann sein, dass vielleicht irgend einmal dieser Abend gewählt werden musste, vielleicht wegen der Unabkömmlichkeit der bestellten Kapelle. Dagegen kann ich mich noch erinnern, dass der Ball einige Male vom 1. auf den 2. Januar stattfand. Damals war es Brauch, dass nach der Silvesterpredigt fast in allen Familien noch Leckerbissen aus der Hausmetzg, sowie Pitta und Birnbrot und selbstgebackene «Guatali» aufgetischt wurden und die Familie im engsten Kreise bis nach dem Neujahrsläuten aufblieb. Dann kam noch der selbst hergestellte Röteli zu Ehren, und man wünschte sich gegenseitig Glück zum neuen Jahr. Familien mit ledigen Töchtern durften das Haus aber nicht schliessen, denn nun pflegte die Jungmannschaft, welche vorgängig die Glocken geläutet hatte, in Gruppen von Haus zu Haus zu ziehen, dort wurden sie dann mit Röteli bewirtet, als höchstens mit ein paar «Guatali». Da die Eltern und Kinder sich bereits zur Ruhe begeben hatten, dehnten sich solche Besuche der Jungmannschaft länger aus. Dass es nicht zu Annäherungsversuchen kommen konnte, dafür sorgte der gegenseitige Neid der jungen

Burschen. Vielmehr kam es oft vor, dass der reichlich genossene Röteli in den verschiedenen Dorfstuben manch einem zum Verhängnis wurde. So begann dann das neue Jahr nur allzuoft für manchen mit einem gehörigen Kater.

Den eigentlichen grossen Tanzanlass habe ich in aller frühesten Kindheit miterlebt. Das war damals ein wahres Volksfest, an dem vom Kleinkinde bis zum Greise alles beteiligt war. Das Dorf bildete in jenen Jahren noch eine reine Dorfgemeinschaft, in sich geschlossen und von aussen her kaum berührt. Für Splügen war damals die Kapelle Majolet aus Untervaz geradezu ein Begriff. Ich erinnere mich noch, dass einmal auf die Kapelle Fink aus dem Oberhalbstein ausgewichen werden musste. Fink war ein typischer «Jenischer», ein äusserst begabter Klarinetist, leider huldigte er zu stark dem Alkohol. Ich erinnere mich auch noch daran, dass die Gebrüder Majolet einmal noch als reine Streichmusik – also ohne Schwyzerörgeli auftraten. Damals mochte ich vielleicht dreijährig gewesen sein.

Meistens fanden die Ballanlässe im äusseren Saal des Bodenhauses statt und begannen am Nachmittag, kurz nach Ankunft der Post, also meistens so ca. um drei Uhr. Wir durften den Saal ringsherum stehend säumen und auch in den Fensternischen stehen. So um 6 Uhr gab es einen Unterbruch bis ca. 7.30 Uhr und dann ging's weiter. Nochmals durften auch die Kinder bis um 9 Uhr dabei sein, dann mussten wir endgültig das Feld räumen. Viele Paare umrundeten den Saal zwischen einem und dem andern Tanz, d. h. während dem die Musik einen Unterbruch machte. Das waren eben jene, die ihre Tänzerin nicht gerne an einen andern abtraten. Meistens lud dann der Tänzer aber schon zu Beginn des Tanzfestes seine Auserkorene zum Nachtessen ein, welches dann meistens zwischen 11 und 12 Uhr im andern Saal eingenommen wurde. Der Korridor und die alte Gaststube waren mehr oder weniger durch die übrige Einwohnerschaft besetzt, was nicht heissen soll, dass viele Verheiratete auch recht tanzfreudig waren. Und eben dieses einer jungen Tochter angebotene Nachtessen

bildete die Voraussetzung für die Deutung des eigentlichen Sinnes des «Bschuri».

Wenn es immer wieder einzelne Töchter gab, die «sitzen» blieben, d. h. von keinem jungen Burschen eingeladen wurden, so gab es auch immer wieder anständige Burschen, die zusätzlich zu ihrer «Bevorzugten» eine solche «Sitzengebliebene» zu sich an den Tisch zum Essen einluden. Seit es Menschen gibt, gibt es auch Ungerechtigkeiten und wohl hat ab und zu einmal eine weniger Glückliche zu einer gewissen Zeit den Heimweg angetreten. Dann wurde munter weitergetanzt meistens bis gegen 7 oder 7.30 Uhr, die Musikanten verliessen Splügen meist erst gegen Mittag. Die heutige Hasterei haftete jener geruhsamen Zeit noch nicht an, und mancher Tänzer begleitete seine «Schöne» erst bei hellichtem Tage nach Hause. Es war eben nicht jede Woche was los, wie heutzutage, aber wenn dann einmal ein Anlass war, so kostete man diesen eben bis zum letzten Augenblicke aus. In der Fastnachtszeit mietete die Jungmannschaft von auswärts immer einige Kostüme und machte dann zusammen mit den jungen Töchtern abends die Runde im Dorf.

Das Sprüchlein

«Bschuri, Bschuri Mittwucha;
ds Eischi oder ds' Mei(t)schi»

wurde uns bereits im Kindesalter eingeprägt. Es wurde stets einige Male wiederholt, sei es von den Kindern am Vormittag oder den Eier sammelnden Gesellen am späten Abend.

Die Säumer-Rollen wurden hier allgemein als «Bschuri-Rollen» bezeichnet. Leider gingen anlässlich der Calvenfeier 1899 in Chur von über 40 Paar aus unserem Tale zur Verfügung gestellten Bünde viele verloren, nur deren 7 sollen nach verbürgten Aussagen den Weg zurück ins Tal gefunden haben.

Und nun zurück zum «Bschuri». Der Vormittag war den noch nicht schulpflichtigen Kindern vorbehalten. Sie wurden möglichst hübsch bekleidet und mit Russ leicht «geschminkt», aber nie maskiert. Dann durften sie in kleinen Gruppen durchs Dorf ziehen und den «Bschuri» betteln. Dabei mussten die kleinsten Knirpse schon das Sprüchlein: «Ds Eischi oder

ds Meitschi» aufsagen. Am Nachmittag trieben sich dann die jungen Burschen, und hier durften sich auch die sogenannten «Knebler» beteiligen, in Felle vermummt und mit den alten Säumerrollen ausgestattet herum. Sie führten mit Öl getränkten Russ mit sich und schwärzten dann die Schulkinder an. Sie duldeten aber niemals – wie es heute gebräuchlich ist – dass die einmal angeschwärtzten Kinder ihnen wie Rattenschwänze folgten. Es herrschte viel mehr Respekt bei der Abwicklung des Brauches. Wenn sich eine junge Tochter an diesem Nachmittag auf die Strasse begab und dann willentlich oder zufällig angeschwärtzt wurde, so war das ihrem guten Rufe nicht unbedingt förderlich. Am Abend wurde dann paarweise und in besserer Aufmachung und ohne Russ die Runde gemacht praktisch in allen Haushaltungen, ohne Rücksicht, ob junge Töchter in der Familie waren oder nicht. Töchternlose Haushaltungen wären beinahe beleidigt gewesen, wären sie nicht auch besucht worden. Mit dem gleichen Spruch: «Ds Eischei oder ds Meitschi» wurden dann die Eier verlangt. Selbstverständlich musste, wo eine junge Tochter vorhanden war, dieselbe die Eier ins Körbchen des «Weibes» legen.

Sinngemäß muss die Sache nun so aufgefasst werden, dass die Töchter mit dem Schenken der Eier sich für das am Fastnachtsball offerierte Nachtessen bedanken wollten, also in gewissem Sinne eine Gegenleistung. Damit war die Tochter dann gegenüber ihrem vormaligen Tänzer in keiner Weise weiterhin verpflichtet.

Und nun noch zum Eierschmaus selbst: derselbe wurde abwechslungsweise in den verschiedenen Gaststätten abgehalten, vorausgesetzt, dass der Gastwirt einen getrennten Raum anbieten konnte. Zugelassen waren die Teilnehmer am Ball (Knebler ausgeschlossen) und ledige Männer jeder Altersstufe. Aber auf keinen Fall wurden die jungen Töchter beigezogen. Auch in dieser Hinsicht ist der Brauch in der Folge verwässert worden, denn plötzlich einmal waren auch die Töchter dabei, in den letzten Jahren sogar vollständig Aussenstehende. Genau genommen hat der Brauch des

Eiersammelns schon dadurch seine Berechtigung verloren, da überhaupt kein Ball mehr stattfindet, an dem die jungen Burschen die Töchter zum Nachtessen einladen. Leider sind in den vergangenen Jahren mehrmals unschöne Vorkommnisse aufgetaucht, so z. B. dass verheiratete Frauen geschwärtzt wurden, dass die Maskierten am Nachmittag zu einer gewissen Zeit betrunken sind und sich von Gaststätte zu Gaststätte begeben und sich dabei der Masken entledigen. Es ist zu befürchten, dass sich der einst so schöne Brauch immer mehr dem totalen Zerfall nähert.

In der Form, wie er früher in Splügen üblich war, ist er mir aus den übrigen Talgemeinden nicht bekannt. In den ersten 30 Jahren dieses Jahrhunderts wurden auch ab und zu noch Schlittenpartien durchgeführt, meistens nach Andeer, aber einmal auch nach Hinterrhein, da die Strasse ob Andeer keinen Schnee aufwies. Das gesellschaftliche Leben war in jenen Jahren viel mehr geschätzt als heute, bedenke man nur, dass es in jenen Jahren in Splügen einen Männerchor, einen Frauenchor und einen Gemischten Chor gab. Und heute?

Der Spusakaffee

Dieser Brauch passt so gar nicht mehr richtig in die heutige moderne «Landschaft», sondern hatte seinen tieferen Sinn, als unsere Bergdörfer noch in sich geschlossene Gesellschaften, besser gesagt Dorfgemeinschaften waren. Ob er auch in den andern Talgemeinden üblich war, entgeht meiner Kenntnis, er dürfte jedoch niemals über die Grenzen einer kleinen Anzahl Gemeinden hinausgereicht haben. Wie schon der Name sagt, galt er stets der Braut und beschränkte sich auch lediglich auf Bräute die im Dorf aufgewachsen waren oder dann aber vieljährig hier vor ihrer Verheiratung ansässig gewesen waren. Er begann meistens zum Zeitpunkt, da die Eheverkundung angeschlagen wurde, also vom Tage an, da die Brautleute «ins Kästli» kamen. Von diesem Tage an erhielt die Braut in ihrem Elternhaus alle Abende Besuch und zwar lediglich von Frauen. Hier mögen wohl Absprachen getroffen worden sein, einmal mochten es die jungen

Töchter gewesen sein, vielleicht getrennt in mehreren Gruppen, dann Frauen aus der engeren Verwandtschaft und schliesslich so ziemlich alle Frauen, sofern nicht Feindschaften einen Besuch ausschliessen liessen. In den Läden lagen der sogenannte Wunschzettel der Braut auf, denn ich kann mich noch daran erinnern, dass er oft aufgemacht war wie ein Katalog sogar mit Bildausschnitten von Haushaltsartikeln aus Katalogen. Zum Teil wurden die Geschenke direkt überbracht, zum Teil konnten sie später im Laden abgeholt werden. Verständlich, dass die nächsten Verwandten etwas tiefer in den Geldbeutel greifen mussten, dass vielleicht auch «Gotta» und «Götti» dies im Alleingang machten. Hier dürften sich gewisse ungeschriebene Richtlinien im Laufe der Jahre ergeben haben. Ich bin aber nicht mehr in der Lage, mir genauere Angaben zu beschaffen. Der sogenannte «Wunschzettel» hielt sich in jenen Jahren in bescheidenem Rahmen, der Erwerbslage früherer Zeiten entsprechend. So dürfte denn dieser Brauch im Grunde genommen im heutigen Zeitalter kaum noch die ehemalige Bedeutung beibehalten können: nämlich einer neu zu gründenden Ehegemeinschaft bei der Einrichtung eines Wohnheimes nach Möglichkeit etwas behilflich zu sein.

Der Bräutigam konnte – aber musste nicht – dabei sein. Bei diesen Anlässen dürfte wohl reichlich aufgetischt worden sein und vermutlich auch Wein, denn anschliessend an einen solchen «Spusakaffe» wurde oft durch die jungen Töchter das halbe Dorf auf den Kopf gestellt. Ohne sich besondere Opfer auszuwählen, wurden Wagen, Bänke, Scheitstöcke und alles Erdenkliche weit weg geschafft. Die Töchter liessen ihrem Übermut ungehemmten, freien Lauf. Ich kann mich noch erinnern, dass einmal das gesamte Terrassenmobiliar vom «Bodenhaus» kreuz und quer über den Platz verteilt am frühen Morgen aufgestellt war. Auch die damals noch üblichen Benzinfässer hatte ich einmal die Ehre am andern Morgen wieder einzusammeln. Dieselben ergaben wohl dem ganzen Treiben noch einen klanglich kräftigen Rahmen.

Der «Niddlaschmaus»

Ich kann mich noch schwach daran erinnern, dass ich selbst als kleiner Knirps an einem solchen Anlass teilgenommen hatte. Bevor ich diese Zeilen schreibe, habe ich der Sicherheit wegen noch mit Christian Gredig-Gredig eine Aussprache gehabt, und ihn dabei nach Möglichkeit die Abwicklung des Brauches schildern lassen. Er bestätigte mir, dass meine Erinnerung über die Örtlichkeit genau stimmte. Meistens habe der Anlass dort stattgefunden, d. h. auf der ebenen Fläche östlich des grossen Stalles von Jeremias Gredig-Trepp in der sogenannten «Weid». Er kann sich erinnern, dass er einmal bei der Rütihütte ausserhalb der Nesabrücke stattgefunden hätte. Dies mag wohl mehr ungünstigem Wetter, als andern Gründen zuzuschreiben sein. Die Lage in der Obern Rüti war viel romantischer, ein Umstand, der für die Abhaltung eines solchen Festes eine wesentliche Rolle spielen musste. Wann der Brauch endgültig aufgegeben wurde, daran konnte sich Chr. Gredig nicht mehr erinnern, auf jeden Fall erinnere ich mich, dass er nach 1936 nicht mehr üblich war. Es dürfte jedoch sein, dass in der nächstgelegenen Maiensässhütte der Käseereibetrieb schon damals aufgegeben wurde. Der «Niddlaschmaus» war nur mit dem inzwischen endgültig erloschenen Käseereibetrieb in den verschiedenen Maiensässen denkbar. Die Bewirtschaftung der Maiensässe kenne ich aus eigener Erfahrung noch sehr gut und werde sie an anderer Stelle beschreiben.

Im Gegensatz zum Fastnachtstanz mit Nachtessen, waren es in diesem Falle die jungen Töchter, welche ihren Partner zum «Niddlaschmaus» einluden. Über Durchführung oder nicht dürfte wohl vorgängig eine Absprache gehalten worden sein. Selbstverständlich durfte eine rassige Ländlerkapelle nicht fehlen, und es sollen dort noch die Kapellen Majollett und Fink musiziert haben. Selbstverständlich strömte von der Einwohnerschaft alles, was dazu in der Lage war, übers Iseltibrückli und über das unterste Strahlentobelbrückli direkt dem Festplatz zu. Derselbe war nur soweit

hergerichtet, dass eine saubere Tanzfläche einigermaßen geschaffen wurde. Die Töchter hatten vorgängig «Pitta» und «Guetzli» gebacken und alles in die nahe, damals prächtige Maiensässhütte gebracht. Auch das nötige Essgeschirr war alles schön vorbereitet, ich kann mir leicht vorstellen, dass hier manchem jungen Menschen das Blut zu wallen begann, wenn dann plötzlich die Musikanten ihre schönen Melodien erschallen liessen. Das warme Wetter eines milden Junitages mochte ebenfalls dazu beitragen, dass glückliche Gefühl sich anbahnender Liebe zu fördern. Ringsherum bildeten sich kleinere oder grössere Grüppchen oder Gruppen, geschwungene Nidel und Gebäck und Kaffee wurden dargeboten. Auch Kaffee wurde gratis abgegeben, dagegen wurde nie Alkoholika auf den Festplatz gebracht. So herrschte dort ein munteres Treiben. Ab und zu mochte sich wohl ein entflammtes Pärchen etwas weiter entfernt haben, um sich ungestört seine gegenseitige Zuneigung zu offenbaren. Die milde Landschaft in vorsommerlicher Blumenpracht, der herrliche Duft frischen Lärchengrüns und dann dazwischen weithin hörbar die sanften Klänge einer gefühlsbetonten Musik, das alles mochte wohl dazu beitragen, dass bei diesem Anlass für manche jungen Leute die Grundlage für eine spätere Ehe gelegt wurde. Es war ganz einfach das Fest für junge liebesbedürftige Herzen. Gerade das Eigentümliche an diesem Fest oder Brauch war doch eben, dass die jungen Töchter ihren Partner einladen durften. Dabei mag wohl manche Tochter ihre Absicht mit der Mutter abgesprochen haben, während dem väterlichen Elternteil wohl kaum eine Rolle zuteil kam. Es geht mir darum, dem Brauch ganz einfach einen Sinn zu deuten. So glaube ich fest daran, dass es ganz einfach darum ging, dass man sich von nun an näher stand und sich in der Folge freier fühlte, um sich öfters gemeinsam sehen zu lassen, ehe es dann vielleicht zu einem Verlöbnis kam.

Das Treiben, das ringsherum herrschte, möchte ich in freier Phantasie ungefähr folgendermassen schildern. Die ringsherum lagern den Gruppen mochten sich ab und zu zur Hütte

begeben haben, um vielleicht ein «Broggli» (kleine Gebse), wie sie damals in keiner Maiensässhütte fehlten, Nidel zu holen. Vielleicht wurde die Nidel auch in den damals gebräuchlichen runden Holzgebßen auf den Platz getragen. Das Anbieten von Gebäck dürfte Töchtern der obern Schulklassen anvertraut worden sein. In der Hütte durften auch jung verheiratete Frauen mitgeholfen haben, damit die holden Tänzerinnen die Burschen ihrer jungfräulichen Zuneigung nicht zu lange auf sich warten lassen mussten. Einfallsreiche Köpfe wird es dazumal schon gegeben haben, und so wird es an einer harmonischen Abwicklung des Festes nicht gefehlt haben. Die Einwohnerschaft eines Bergdorfes war in jenen Jahren eben eine homogene Gemeinschaft, wie man sie sich heute Mühe hat vorzustellen. Über die Bekleidungsweise der damaligen jungen Töchter konnte ich nichts mehr in Erfahrung bringen, auf jeden Fall müssen die jungen Männer an ihnen Gefallen gefunden haben. Gegen Abend lichteten sich die Reihen, und in kleinen Gruppen zogen die Leute dann wieder dem Dorfe zu, nachdem die Kapelle unweigerlich begann, ihre Instrumente zu verpacken, stand ihnen doch noch eine lange Nacht des anstrengenden Musizierens bevor.

Das Aufräumen in der Hütte wird man wohl auf den nächsten Tag verschoben haben. Nach dem Abendessen fand man sich wieder im Bodenhaus ein, wo dann bis zum frühen Morgen getanzt wurde, mit dem üblichen Unterbruch für das traditionelle Nachtessen. Eigentümlicherweise ist dieser Brauch schon vor meiner Hüterbubenzeit von 1919–1924 auf dem Pannell eingegangen. Vermutlich hat ihm der Erste Weltkrieg den Todesstoss versetzt, denn allzuoft waren viele junge Wehrmänner unter den Fahnen, als dass an eine sinnvolle Durchführung zu denken gewesen wäre. Schade, es war ein schöner Brauch. Als dann etliche Jahre später die Käserei in den Maiensässen aufgegeben wurde, hätte er ebenfalls aufgegeben werden müssen. In viel spätern Jahren kam ich dort oft während der Pilzzeit oder auf der Jagd vorbei, dann tauchte dort die Erinnerung aus frühester Kindheit nochmals in mir auf und

liess mich nachdenklich werden, wieviel Schönes im Wandel der Zeiten neuen Lebens- und Bewirtschaftungsformen weichen musste.

Eine etwas andere Version als die meinige bekam ich später zu hören. Sie stammt von Frau Fridi Mengelt-Trepp, in der Mühle, Splügen. Sie dürfte dieselbe von ihrer Mutter übernommen haben. Sie lautet folgendermassen: Ein Nidlaschmaus habe nur in jenen Jahren stattgefunden, wenn im vorangegangenen Winter eine Schlittenfahrt durchgeführt wurde. Dies mag stimmen, doch darf vermutet werden, dass die Schlittenfahrten sich wohl oft ohne Unterbruch in Abständen folgten. Die Beschaffung von Pferden und Schlitten stellte damals kein Problem dar. Dass er eine gewisse Abgeltung gegenüber den Burschen war, die ja zur Schlittenfahrt eine Tochter eingeladen hatten, mag seine Richtigkeit haben, ganz ähnlich wie meine Auslegung für den Eierschmaus am «Bschurimittwuch».

Dagegen möchte ich aber an meiner Auslegung festhalten, dass der Nidlaschmaus viel eher die Voraussetzungen für eine spätere Dauerverbindung zweier junger Leute schuf. Die vorsommerliche Wärme, die milden Abende und ringsherum die herrlich duftenden Wiesen in voller Blumenpracht schufen doch naturgemäss ganz andere Voraussetzungen dafür, dass sich das «Herz zum Herzen» (nach Schiller) finden würde, als eben die winterliche Kälte unserer heimatlichen Bergtäler. Der Vollständigkeit halber wollte ich auch diese Ergänzung nicht unterlassen.

*Ein Spiel der Hüterbuben: «Hurschi tagg
ins Loch»*

Ich hütete ab meinem 11. Lebensjahre jeweils im Frühling während der Maiensässzeit und im Herbst nach der Alpentladung unsern Viehbestand auf dem Panell. Wir waren dort meist an die vier bis fünf Hüterbuben. Wir vertrieben uns die oft lange Zeit gerne mit dem «Hurschi» Spiel. Darum möchte ich es hier einmal eingehend beschreiben. Erstens suchten wir uns ein möglichst flaches Stück Gelände aus. Dann wurde mit dem Sackmesser in der

Mitte der glatten Fläche ein rundes Loch ausgeschnitten von ca. 12 cm Durchmesser. Das Rasenstück sollte möglichst an einem Stück bleiben. Dann wurde das Loch auf die gewünschte Tiefe, ca. 6–7 cm, nachgenommen. Nun wurden im Kreis herum und zwar in gleichen Abständen zum Mittelloch und auch in gleichen Abständen zwischen Loch und Loch 4–5 gleich grosse Löcher ausgenommen und auf gleiche Weise vorbereitet wie das Mittelloch. Die Rasenstücke wurden sorgsam in einer gewissen Entfernung aufbewahrt. Um ein ausgeglichenes Spiel zu gewährleisten, war es Voraussetzung, dass alle Teilnehmer mehr oder weniger gleich lange und möglichst gerade Haselstöcke hatten. Nahmen nur vier Buben am Spiel teil, blieben drei Löcher und das Mittelloch offen, letzteres ständig. Die übrigen Löcher wurden mit einem Rasenstück zugedeckt. Also immer ein Loch weniger als Mitspieler da waren. Ein sogenanntes «Hurschi» hatte stets jeder bei sich. Es war ein ca. 4 cm langes, möglichst beidseits gerade abgesehenes Stück von einem ca. 4 cm dicken Ast. Der «Hursch», wie wir ihn auch zu nennen pflegten, wurde nun an die 10–15 Meter weit weggeworfen. Nun steckten alle 4 Teilnehmer ihre Stöcke ins Mittelloch, einer zählte auf drei, und nun suchte jeder so rasch als möglich seinen Stock in eines der Löcher zu stecken. Dabei musste folgerichtig einer den Anschluss verpassen, denn es standen für 4 Stöcke nur drei Löcher offen. Dieser musste dann versuchen den «Hursch» ins Mittelloch zu bringen. Dabei versuchten die andern ihm denselben wieder wegzuschlagen. In diesem Augenblick durfte aber auch jeder andere versuchen, einem andern sein ursprüngliches Loch zu besetzen. So wechselte das Spiel natürlich in ständiger Folge den Geprellten, und es gab immer wieder sehr unterhaltsame Situationen.

Zu meiner Hüterbubenzeit herrschte die Regel, dass demjenigen, dem es gelang, den «Hursch», wie wir ihn nannten, ins Mittelloch zu bringen, zu Beginn der nächsten Runde ein Loch reserviert blieb. Dass einer den «Hursch» ins Loch brachte, war jedoch sehr selten, so

dass diese Regel wohl übergangen werden darf. Ich bin der Letzte, der aus dieser Zeit noch Erinnerungen besitzt.

Wie bei jedem Spiel oder Sport ist jeder zuerst einmal ein Anfänger, aber wenn man dieses Spiel über Jahre hinaus betrieb, wurde man schliesslich zum Routinier. Dies war auch in meinem Falle so, in den letzten Jahren meiner Hüterbubenzeit besass ich eine derartige Routine, dass ich den «Nachwuchs» richtig an der Nase herum zu führen vermochte. Es kam wohl ab und zu einmal vor, dass einer einen Stockhieb ans Schienbein erhielt, aber im grossen und ganzen verlief das Spiel immer harmlos und führte nur ganz selten zu kleinen Reibereien. Das Spiel war immer am schönsten zu viert. Man wird mir kaum glauben, dass ein derart einfaches Spiel so unterhaltsam sein kann. Trotzdem war es sehr abwechslungsreich und förderte auch ganz bestimmt die Konzentration, ohne dass wir uns dessen damals überhaupt bewusst wurden. Ob das Spiel von den Hüterbuben noch im gleichen Umfange gepflegt wird, ist mir unbekannt, es wäre jedoch schade, wenn es aufgegeben würde.

Der «Schällenabet»

Alljährlich am Abend vor dem Alpaufzug auf die Splügner Alpen Danatz und Rhäzüns findet der sogenannte «Schällenabend» der Splügner Schuljugend statt. Die Kinder liessen sich früher in einem Gasthaus (viele Jahre bei Frau Bonomelli im heute abgebrochenen Gasthaus Spinas an der Splügenstrasse) ihren Milchreis kochen, und dazu tranken sie Kakao. Hier waren schon kleine Knirpse dabei und grössere Kinder bis und mit der letzten Unterschulklasse. Das Mitmachen stand allen Kindern offen, ob aus landwirtschaftlichen Kreisen oder andern Bevölkerungsschichten. Heute, da sie in den Gaststätten keine Aufnahme mehr finden, wird ihnen der Milchreis in der Schulküche des neuen Schulhauses zubereitet. Dann bereits kurz nach 20 Uhr durchziehen sie einige Male das Dorf, alle mit Kuhschellen bewehrt, die sie möglichst lautstark erklingen lassen. Alle etliche hundert Meter verstummen alle Schellen und etliche der grösseren Knaben

rufen laut den Spruch aus: «Dia Herra und Pura schlafa in süesser Ruah, mora gänd Glogga und Plümpe d'an Alpa zua». Einmal hört man den Spruch in dieser Version, manchmal aber auch nur «Dia Herra und Pura usw.», welche Version die ursprüngliche ist, dürfte eigentlich unwichtig sein. Die «Kleinen» durchqueren das Dorf einige Male, dann begeben sie sich nach Hause. Gegen Mitternacht kehren dann die «grossen» Hüterbuben von ihrem Milchreisessen ins Dorf zurück und machen ebenfalls etliche Male die Runde, und dabei sagen sie denselben Spruch, wobei strenge darauf geachtet wird, dass während dieser Zeit keine Schelle erklingt. Heute stehen ihnen keine Maiensässhütten mehr zur Verfügung, so sind sie auf den sogenannten Strahla Pavillon angewiesen, der vor bald einmal 40 Jahren an einem schönen Aussichtspunkt auf dem sogenannten alten Pflanzgarten bei der früheren Strahlawiese errichtet wurde.

Und nun einige persönliche Eindrücke, die mir aus meiner Hüterbubenzeit in Erinnerung geblieben sind. Einmal unsere Glocken und Plümpen. Das Paradestück war die sog. «Schumacheri». Sie gehörte dem Vater von alt Postkondukteur Christian Schumacher. Ich kann mich noch gut an ihn erinnern, als er bereits ein alter Mann war. Er trug mit Vorliebe ein kleines gestepptes, schwarzes Käppchen mit kurzem Schild, wie sie früher bei Schmiedemeistern üblich waren, was er aber von Beruf gewesen ist, entgeht meiner Kenntnis. «D'Schumacheri» hatte keinen Riemen mehr, war aber ein Ungetüm einer «Plümpe» und so schwer, dass sich immer zwei der stärksten Hüterbuben in die Arbeit teilten, um sie zum Erklingen zu bringen. Sie hatte einen nicht eben schönen Klang, untermauerte jedoch das ganze in klangvoller Weise mit ihrem dumpfen Ton. Die zweitgrösste kam von Öhi Jakob Greddig-Trepp auf der Neustrasse, und die drittgrösste kam aus der Pratigiana. Meine war von meinem Vater vom Gutsbetrieb «Canova» im Domleschg, sie trägt auf der schön gearbeiteten Schnalle noch meinen Namen eingraviert. Sie hatte einen derart schönen Klang, den ich heute noch aus allen andern heraus höre. Hof-

fentlich tragen die heutigen Besitzer Sorge zu ihr, ist es ja nur allzu bekannt, wie gerne solche Sachen heute gestohlen werden. Es hatte aber auch eine Anzahl recht schöner Glocken im Dorf, damals die Schönste ebenfalls in der Prartigiana. Ich erinnere mich, dass wir einige Male in der Rüti von Christian Sprecher den Reis kochten. Einige Male waren wir in der Rütihütte ob der Nesabrücke, an dieser Hütte hatten verschiedene Bauern Anteile.

Schliesslich erinnere ich mich genau daran, dass wir einmal auch im Äpli waren. Dort stand damals unten gegen den Rhein, stark in den Boden eingegraben eine kleine Hütte, in welcher auch noch Käse hergestellt wurde. Als ich dort dann viele Jahre später, nach meiner Rückkehr aus Italien, beim Fischen vorbeiging, war ich nicht wenig erstaunt, dort nur mehr eine schon stark von Sträuchern überwucherte Hofstatt vorzufinden. In jenen Jahren kam es oft vor, dass wir auf dem Heimweg von jungen Burschen erschreckt wurden, indem sie sich mit einem alten Leintuch umwickelten und wie Geister aussahen. An solchen Sachen fand ich dann jeweils recht wenig Geschmack, waren mir doch auch die «Bschuri Maschera» ein Graus gewesen. Es waren dies auch wirklich dumme Scherze, wie leicht hätte ein solcher Streich in der Nesaschlucht doch einmal böse Folgen haben können. Reis, Kakao und Zucker brachte jeder das ihm zugedachte Quantum mit, Essgeschirr natürlich auch. Die Milch

wurde uns wohl von den Bauern gratis abgegeben, ich könnte mich auf jeden Fall nicht erinnern, dass wir jemals Geld gesammelt hätten. Am Abend vor der Alpfahrt ging es meistens in den Wirtshäusern recht lebhaft zu. So mochten wir denn, wenn wir jeweils unsere etlichen Runden gemacht hatten und dabei brav unsern Wunsch auf gute Ruhe verkündet hatten, wohl lange nicht immer die letzten gewesen sein, die sich zur wohlverdienten Ruhe legten.

Und nun noch meine Ansicht über das Alter dieses Brauches. Ich persönlich glaube nicht, dass er bei uns sehr alt ist. In alten Protokollen der Gemeinde Splügen aus den 60er bis 80er Jahren des 19. Jahrhunderts konnte ich entnehmen, dass die damalige Alp Rhäzüns durchwegs mit Vieh aus der oberitalienischen Nachbarschaft bestossen wurde. Für das Splügner Vieh reichte die Danatzalp reichlich aus. Bis zur Eröffnung der Gotthardbahn wurde ein grosser Anfall der jeweiligen Heuernte an Pferde verfüttert. Die Viehzucht spielte eine zweitrangige Rolle. Da ist es leicht denkbar, dass dieser Brauch erst in spätern Jahren hier Fuss fasste, vielleicht durch Schilderungen aus andern bündnerischen Talchaften. Das lässt sich heute nur mehr vermuten, tut auch weiter nichts zur Sache. Hoffen wir einzig, dass der schöne Brauch in unserem Dorfe noch recht lange in anständiger Form erhalten bleiben möge.